

ZfKM

Zeitschrift für Kritische Musikpädagogik

Musikpädagogik zwischen Bildungstheorie
und Fachdidaktik

Sonder-
edition 1

02

Wayne Bowman
Theorie als Praxis

DOI: [10.18716/ojs/zfkm/2002.2099](https://doi.org/10.18716/ojs/zfkm/2002.2099)

Vorbemerkung des Übersetzers:

Der folgende Text soll die 1999 in Musik & Bildung begonnene und mittlerweile abgebrochene Präsentation nordamerikanischer Musikpädagogik und ihrer Themen fortsetzen. Der von David J. Elliott (vgl. Musik & Bildung 3/1999) und Thomas A. Regelski (vgl. Musik & Bildung 3/2000) propagierte „praxiale Ansatz“ ist natürlich auch in den USA nicht unumstritten. In der „Philosophy of Music Education Review“ hat 1999 Karen Hanson einen programmatischen Essay Regelskis, in dem er den Begriff der „Praxis“ bei Aristoteles in den Mittelpunkt stellt, einer harschen Kritik unterzogen. Unter anderem monierte Hanson, dass die „praxiale Theorie“ selbst kein gutes Beispiel für gelungene Praxis sei. Der kanadische Musikpädagoge Wayne Bowman nutzte jüngst diese Debatte, um sich grundlegende Gedanken darüber zu machen, wie eine Theorie, die sich als „praxial“ versteht, selbst beschaffen sein sollte.

Diese Überlegungen sind unabhängig von ihrem spezifischen Kontext nun m.E. auch für die deutsche Diskussion aus verschiedenen Gründen alles andere als nebensächlich. Dies wären sie allenfalls aus einer praktizistischen Perspektive, für die musikpädagogische Theorie ohnehin ein überflüssiges Geschäft ist. Bowman erinnert jedoch energisch daran, dass Theoriebildung selbst eine Form des Tuns darstellt, die nicht nur Kraft und Lebenszeit kostet, sondern auch bestimmten ethischen Gesichtspunkten unterworfen ist. Gerade in einer „praktischen Wissenschaft“ wie der Musikpädagogik ist Theoriebildung mehr als nur ein theoretisch-wissenschaftliches Unterfangen. Sie ist selbst eine Praxis, nicht etwa, weil sie unmittelbar verwertbare Erkenntnisse für die Schul-Praxis abliefern müsste, sondern weil musikpädagogische Theorie als Praxis Teil eines Verständigungsgeschehens ist, das sich zwischen musikpädagogischer Wissenschaft und musikpädagogischen Erziehungs- und Bildungsprozessen abspielt. Nicht nur der „Wissenschaftsbetrieb“ und die Praktiken innerhalb der „musikpädagogischen Chefetage“ (U. Günther) sind also gemeint, sondern auch die Art und Weise, in der musikpädagogische Theoriebildung sich selbst als Praxis begreift, die über die Grenzen von Seminarraum und Vortragssaal hinaus Wirkungen erzielen möchte.

Mit Gadamers philosophischer Hermeneutik und Habermas' „Theorie des kommunikativen Handelns“ diskutiert Bowman zwei Modelle praktischer Theorie, an denen er deutlich macht, in welches Spannungsfeld eine solches Verständnis von Theorie als Praxis eingelagert ist. Der hermeneutische Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er vor allem die historische Relativität und die Endlichkeit allen Wissens betont. Hier droht jedoch die Gefahr, dass Theorie nur noch als relativ zum jeweiligen Kontext eingeschätzt wird und jeglicher objektiver Wahrheitsanspruch verloren geht. Im Extremfall wäre dann nur das musikpädagogisch „wahr“ und „richtig“, was innerhalb der musikpädagogischen „scientific community“ zu einem bestimmtem Zeitpunkt als solches anerkannt würde. Nun belehrt aber schon ein Blick auf die musikpädagogische Fachgeschichte, dass dieser Begriff von Wahrheit und Richtigkeit nicht greifen kann, weil die Endlichkeit allen Wissens keine Entschuldigung für offensichtliches moralisches Fehlverhalten der Wissenschaft ist,

und weil auch gruppen- oder institutionsspezifische Überzeugungen die Willkür, mit der mit wissenschaftlichen Standards auch in der Gegenwart umgegangen wird, nicht rechtfertigen können (vgl. z.B. das von N. Knolle im Namen der musikpädagogischen Verbände verfasste „Protestschreiben an das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Stuttgart“, in: BFG-Kontakt, 2/2000).

Demgegenüber betont Habermas die Notwendigkeit des Diskurses, in dem die jeweiligen theoretischen Wahrheitsansprüche nach gewissen Regeln erhoben werden müssen. Auch die Praxis des musikpädagogischen Diskurses kann nicht umhin, auf bestimmte, kommunikative Universalien zurückzugreifen, durch die formale Standards der Argumentation gesetzt werden. Diese rein formalen Regeln haben nun jedoch selbst den Charakter objektiver, quasi-theoretischer Gültigkeit, wodurch das „kommunikative Handeln“ wieder viel von seinem Charakter als Praxis verliert: Wenn Diskursregeln universal gelten, dann ist es der Praxis nicht mehr möglich, diese Regeln wiederum zu verändern oder zu überschreiten, und das „Gespräch“, das als Muster kommunikativer Praxis dienen kann, erstarrt.

Zwischen diesen beiden Positionen betont Bowman die Wichtigkeit, theoretische Praxis in kommunikativen Zusammenhängen einzuüben. Dies bedeutet aber, dass man diese Form der Praxis nicht erlernen kann wie eine wissenschaftliche Methode. Musikpädagogische Theoriebildung geschieht im historischen und sozialen Kontext der Disziplin, und es ist daher unerlässlich, dass angehende wissenschaftliche Musikpädagogen die Gelegenheit bekommen, ihre „praktische Urteilskraft“ im engen Kontakt mit erfahrenen Wissenschaftlern zu entwickeln (auf Qualifikationsstellen) und in Auseinandersetzung mit anderen Wissenschaftlern zu erproben (in Fachzeitschriften und auf musikpädagogischen Kongressen). Ist beides nicht mehr oder nur unzulänglich möglich, so droht die Verödung der Praxis musikpädagogischer Theorie.

Wayne Bowman

Theorie als Praxis Urteilkraft, Ver-Antwortlichkeit und der Wert philosophischer Praxis¹

Kann man diese Kenntnis lernen?² Ja: Mancher kann sie lernen. Aber nicht durch einen Lehrkurs, sondern durch `Erfahrung`. Kann ein Anderer dabei sein Lehrer sein? Gewiss. Er gibt ihm von Zeit zu Zeit den richtigen Wink. – So schaut hier das `Lernen` und das `Lehren` aus. – Was man erlernt, ist keine Technik; man lernt richtige Urteile. Es gibt auch Regeln, aber sie bilden kein System, und nur der Erfahrene kann sie richtig anwenden.

- Wittenstein (Philosophische Untersuchungen, II.xi)

My karma ran over my dogma

- gesehen auf einem Autoaufkleber –

1. Einleitung

In einer kritischen Rezension von Thomas Regelskis „Die Aristotelischen Grundlagen von Praxis für die Musik und für die Musikerziehung als Praxis“³ stellt Karen Hanson an Regelskis Text folgende rhetorische Frage: „Ist der Text ein Beispiel für Praxis? Führt er den Ansatz, für den er plädiert, exemplarisch vor?“⁴. Der Leser erhält keinen Hinweis dafür, warum diese Fragen gestellt werden, was ihre Bedeutsamkeit sein könnte, oder in welchem Zusammenhang sie mit dem Rest der Kritik stehen sollen. Hanson möchte jedoch offensichtlich andeuten, dass Regelskis Essay (a) die praxiale Orientierung, die er vertritt, irgendwie hätte exemplifizieren sollen, und (b), dass ihm dies nicht gelungen sei. Die Rezension schweigt in ihrem rhetorischen Schwung ebenfalls über zwei Fragen, die für mich außerordentlich wichtig zu sein scheinen.

- Warum man von einer offenbar theoretischen Ausführung erwarten sollte, dass sie praxiale (und daher vermutlich nicht-theoretische) Eigenschaften erwarten sollte,

und

- wie ein erfolgreicher Versuch in dieser Hinsicht aussehen könnte.

1 Anmerkung des Übersetzters: Der Originaltitel lautet: „Discernment, Respons/Ability, and the Goods of Philosophical Praxis“. Die im angloamerikanischen etablierte “Philosophy of Education” hat im Deutschen seit der Trennung der Pädagogik von der Philosophie kein rechtes Äquivalent mehr. Wenn z.B. Bowman von „Philosophy“ spricht, so entspricht dies in etwa der deutschen „Erziehungs- und Bildungsphilosophie“ oder, im Falle der Musikpädagogik, der theoretischen Musikpädagogik.

2 AdÜ: Im deutschen Original: “Menschenkenntnis” anstelle von “this knowledge” in der englischen Übersetzung.

3 Th. Regelski: „The Aristotelian Bases of Praxis for Music and Music Education as Praxis“, in: Philosophy of Music Education Review, 6, (1) 1998, S.22-59

4 K. Hanson in: Philosophy of Music Education Review, 7, (2) 1999, S.118-120, Zitat hier S.118

Diese Fragen beschäftigen mich, weil sie anscheinend von Regelskis Essay etwas erwarten, was man gewöhnlich von Philosophie nicht erwartet. Normalerweise erwarten wir z.B. nicht, dass eine Analyse von Spiritualität selbst spirituell ist. Wir erwarten auch nicht, dass Darstellungen des sogenannten ästhetischen Wertes selbst Quellen ästhetischer Befriedigung sind, oder dass Musikphilosophie musikalisch ist. Warum also sollte ein Text über Praxis ein Beispiel für Praxis sein? Genauso wichtig, und für mich noch interessanter, ist eine weitere Frage: Angenommen man akzeptiert die Forderung, dass in einem solchen Text Praxis exemplifiziert werden sollte, wie sollte dann eine praxiale Darstellung von Praxis aussehen? Wie muss man schreiben, um philosophische Praxis zu veranschaulichen?

2. Sollten philosophische Darstellungen von Praxis selbst Praxis exemplifizieren?

Am Anfang soll die Frage stehen, die sich indirekt aus Hansons Kritik ergibt. Sollte Regelskis Text ein Beispiel für Praxis sein? Warum oder warum nicht? Erst danach können wir uns der für mich interessanteren Frage des „Wie“ zuwenden.

Ich denke, dass die Frage des „Sollte es so sein?“, recht einfach negativ beantwortet werden könnte. Zu fordern, dass ein Argument oder eine Erklärung selbst ein Beispiel für das sein sollte, wofür es argumentiert oder was es erklärt, ist ziemlich ungewöhnlich. Wie schon gesagt, fordern wir gewöhnlich nicht, dass Beschreibungen von Bäumen „Baumhaftigkeit“ oder „Grünblättrigkeit“ exemplifizieren; wir erwarten auch nicht, dass Argumente für Euthanasie selbst tödlich sind. Sprache funktioniert nicht in dieser Weise, oder muss es zumindest nicht, oder jedenfalls nicht immer. Aus dieser Perspektive ist eine philosophische Beschreibung von Praxis in erster Linie ein theoretisches Unterfangen, eine Sache vorsichtiger begrifflicher Analyse und systematischer Ausarbeitung. Und von solchen Unterfangen wird Exemplifikation gewöhnlich überhaupt nicht erwartet.

Als eine andere Möglichkeit könnte man vermutlich antworten, dass Exemplifikation eine philosophische Option ist – eine stilistische Wahl, die man aus persuasiven oder strategischen Gründen treffen könnte – aber es handelt sich dabei um eine Ermessensfrage, nicht um eine philosophische Verpflichtung. Eine solche Antwort räumt ein, dass Exemplifikation ein mögliches Mittel ist, um andere Personen vom Wert der eigenen Position zu überzeugen; aber es gibt nichts in der Idee der Praxis, was es erforderte, dass sie eher in der einen als in der anderen Weise dargestellt werden müsste, eher exemplifizierend als analytisch. Aus dieser Perspektive hätte Regelski wählen können, praxial zu schreiben, wenn er daran gedacht hätte, dass dies die Kraft, die Ökonomie oder die Stichhaltigkeit seiner Argumente verstärken könnte; aber anzudeuten, dass der Verzicht auf diese Wahl zu einem philosophischen Versagen führt, ist unfair und falsch – falls dies in Hansons Absicht lag.

Diese beiden Antworten gründen auf zwei unterschiedlichen Auffassungen darüber, was Philosophie ist. Die erste Antwort begreift Philosophie als ein theoretisches Unternehmen und die Darstellungsweise in erster Linie als eine Sache von logischer Konsistenz, Klarheit und Genauigkeit. Philosophie sucht nach Wahrheit und dabei geht es nicht um Stil. Die zweite Antwort begreift Philosophie als

ein Mittel, um den Zweck zu erreichen, andere von seiner Sichtweise zu überzeugen, und wie man dies bewerkstelligt, ist eine strategische Angelegenheit, deren Legitimation sich daran bemisst, ob sich diese Sichtweise durchsetzt. Philosophie ist Technik, und Stil ist ein rhetorisches Werkzeug.

Aber ich möchte mich hier für eine dritte mögliche Antwort aussprechen. Aus dieser Perspektive spricht tatsächlich etwas dafür, Praxis als eine philosophische Position zu propagieren, welche die kritische Forderung nach Exemplifikation rechtfertigt: Etwas, das zur Bedeutung von Praxis gehört, und das wir in Argumenten finden können sollten, die in ihrem Namen vorgebracht werden. Aus dieser Perspektive ist Philosophie nicht Theorie und nicht Technik, sondern Praxis. Philosophie als Praxis stellt eine ganz und gar andere Relation auf zwischen dem, was sie erreichen möchte (ihre Zwecke) und wie sie dorthin gelangen möchte (ihre Mittel, oder in diesem Fall, was ich bislang als ihren „Stil“ bezeichnet habe); und dies sollte in der Art und Weise der Darstellung deutlich werden. Als Praxis ist Philosophie eine menschliche, soziale Tätigkeit, die von keinen Standards geleitet und auf Zwecke ausgerichtet ist, die absolut wären; sie hat vielfältige und konkurrierende Ziele, und was eine „richtige philosophische Handlung“ konstituiert, ist variabel und kontext-relativ. In einem praxialen Rahmen (besonders wiederum im Gegensatz zu einem theoretischen oder einem technischen Rahmen) ist das philosophische Unternehmen von Fähigkeiten und Intuitionen geleitet (und man kann zu Recht erwarten, dass sie diese verkörpert), die auf Erfahrung und Charakter zurückzuführen sind. Philosoph sein bedeutet also, besonders ausgezeichnete Erfahrungen in Weisen des Wissens, der Orientierung und des Handelns zu haben, die unverkennbar philosophisch sind und die von unverkennbar philosophischen Ausrichtungen geleitet werden. Es ist daher vernünftig zu erwarten, dass ein philosophisches Unternehmen, das sich ernsthaft der Besonderheit der Praxis widmet, diese besondere Ausrichtung in gewisser Weise exemplifiziert.

Ob nun Philosophie Aspekte dessen, für das sie optiert, exemplifizieren muss, hängt also in einer interessanten Weise davon ab, was für einen Begriff von Philosophie man hat. Aber es ist nicht einfach zu erklären, was so etwas Disparates und Vielfältiges wie Philosophie „ist“. So hat z.B. jüngst E. Jorgensen versucht, die Philosophie der Musik dadurch zu konzeptualisieren, dass sie sogenannte „Symptome“ des Philosophischen auflistet⁵. Ich gehe davon aus, dass der Grund für diese Strategie eben in der Vorsicht gegenüber absoluten Bestimmungen liegt, ebenso wie in der Einsicht, dass eine Vielzahl in sich konsistenter Auffassungen von Philosophie integriert werden muss – sicherlich ein lobenswertes Vorhaben. Vermutlich möchte man jedoch nicht nur wissen, was die Symptome sind, sondern auch, ob der Patient überhaupt unter der Krankheit leidet: was ist Philosophie? Ich denke, dass Praxis eine außerordentlich nützliche Antwort auf diese Frage ist – obwohl wir, wie ich sogleich anmerken muss, noch eine Menge darüber lernen müssen, was es für ihre Durchführung heißt, Philosophie als Praxis zu konzipieren.

3. Wie könnte Praxis in praxialer Philosophie exemplifiziert werden?

5 Offensichtlich im Anschluss an Nelson Goodman. Estelle Jorgensen: „On Philosophical Method“, in: Handbook of Research on Music Teaching and Learning, hg. v. R. Colwell, New York 1992, S.91-101.

Praxis und Phronesis

Bevor ich fortfahre, lassen Sie mich kurz mein Verständnis von Praxis skizzieren, weil meine Antwort auf die zweite Frage auf diesem Verständnis aufbaut. Ich beziehe mich auf eine Art von praktischem, menschlichem Engagement, das in eine Tradition von gemeinschaftlich geteilten Übereinkünften und Werten eingebettet ist. Darüber hinaus handelt es sich um eine Art des Handelns, durch das die Teilnehmer sich selbst konstituieren, sowohl als Gemeinschaft, als auch als individuelle Mitglieder dieser Gemeinschaft. Grundlegend für Praxis ist Phronesis, das ethische Urteilsvermögen, durch das Personen ermessen, welche Handlung in einer gegebenen Situation passend und richtig ist. Weil Praxis sozial situierte Handlung ist, ist Phronesis sowohl in individuell-menschlicher Hinsicht als auch im Blick auf den sozialen Zusammenhang äußerst wichtig: dies bedeutet, dass richtiges Handeln sowohl für das Individuum als auch für die Gemeinschaft förderlich ist, als auch umgekehrt falsches Handeln zugleich ein individuelles Versagen und für die Sozialität schädlich ist. Aber weil soziale Umstände höchst variabel, fließend, sich entwickelnd und unvorhersehbar sind, kann das richtige Handeln nie in allgemeinen oder invarianten Regeln aufbewahrt werden: Es geht darum, die richtige Sache zu tun, zur richtigen Zeit, mit den richtigen Personen oder Menschen, in der richtigen Art, mit der richtigen Absicht, im richtigen Ausmaß und so weiter. Und, wie Aristoteles mit typischem Understatement beobachtet, ist dies „nicht jedermanns Sache und ist nicht leicht“⁶.

Elliott beschreibt Praxis als „Wissen-in-Aktion“ und – nach Ryle – als eine Art von „Wissen wie“ im Gegensatz zum „Wissen dass“. Dies ist eine passende und nützliche Kennzeichnung. Es ist jedoch wichtig festzuhalten, dass das produktive Wissen eines geschickten Handwerkers ebenfalls eine Art des „Wissen wie“ ist – ein Wissen, dessen Umstände nicht primär sozial sind, und das keine Phronesis erfordert⁷. Phronesis ist nicht nur „Wissen wie“, sondern auch „Wissen wann“, „Wissen ob“, „Wissen mit wem“, „Wissen wie viel“ und „Wissen auf welchem Wege“. Es ist situationsspezifisch und situationsbezogen, so dass der Handelnde sich jede Handlung nach ihrem eigenen Wert entscheiden muss – ohne Rückhalt bei einer Art von verallgemeinertem Wissen, das ganz zu Recht in theoretischen und technischen Handlungsfeldern bestimmend ist⁸. Was in der Praxis richtiges Handeln konstituiert, ist niemals selbstverständlich gegeben und es kann nicht durch abgesondertes, logisches Denken bestimmt werden. Phronesis ist erfahrungs- und charakterabhängig, eine Funktion dessen, wer man ist. Der ethisch-phronetisch Handelnde ist also jemand, der aufgrund seiner Erfahrung besonders fähig dazu ist, in einer konkreten Situation eine unbestimmbare Menge potentiell relevanter Faktoren zu überblicken; der fähig dazu ist, innerhalb dieser vielfältigen Einzelheiten die besonders wichtigen zu erkennen,

6 Nikomachische Ethik, II, 9

7 AdÜ: Vgl. auch ganz ähnlich die Kritik am Praxis-Begriff Elliotts in Jürgen Vogt, „David J. Elliotts Praxiale Theorie der Musikerziehung. Versuch einer kritischen Annäherung“, in: Musik & Bildung, 3/1999, S.38-43

8 Nach Aristoteles sind für ethische Fälle „weder eine Wissenschaft noch allgemeine Empfehlungen (...) zuständig, sondern die Handelnden selbst müssen die jeweilige Lage bedenken, ebenso wie in der Medizin und in der Steuermannskunst“ (Nikomachische Ethik II, 2).

und dazu, unter den potentiell unbegrenzten Handlungsmöglichkeiten die richtige zu wählen. Wie Aristoteles in seiner Ethik anmerkt, gibt es viele Arten des falschen Handelns (sowohl übermäßiges wie auch mangelhaftes), aber nur eine Art des richtigen⁹.

Ich betone die soziale Eingebundenheit, die Vielfalt potentieller Handlungen, ihre offen strukturierte, fast unbestimmte Qualität, und die charaktergebundene Natur der Phronesis, weil ich denke, dass hierin ihre Besonderheit liegt, und weil sich Praxis durch Phronesis von Theorie und von Technik unterscheidet. Tatsächlich ist es genau der Verfall dieser Unterscheidung, die Reduktion von Theorie und dann von Praxis auf Technik, der die meisten gegenwärtigen Verfechter der Praxis beunruhigt¹⁰. Eine praxiale Philosophie ist fundamental durch die Besonderheit, Irreduzierbarkeit und Notwendigkeit des praktischen Urteils für den Erfolg menschlichen Handelns gekennzeichnet

Der Unterschied zwischen praktischem und technisch/theoretischem Urteil ist also grundlegend, und was das Erste vom Zweiten unterscheidet ist folgendes:

- Die Unentscheidbarkeit des richtigen Handelns in der Praxis durch technische oder universale Regeln;
- Die Konkretheit der Praxis, und die notwendige Priorität des Besonderen¹¹;
- Die notwendige Konzentration auf die Praxis der Fragen, der Befragung und der Unterscheidungen; und

Die besondere Verantwortung, die durch diese Tatsachen dem einzelnen Handelnden zugewiesen wird – im Unterschied zu der systematischen und regelhaften Orientierung, die von vorweg geregelten Prozeduren und Methoden angeboten wird.

Aus der relativen Sicherheit und Stabilität der technisch-theoretischen Perspektive aus gesehen, gegen die sich Praxis wendet, sind solche Eigenschaften Mängel oder Fehler; und diese Ablehnung kategorialer Abstraktionen und die Akzeptanz von Kontingenz werden sicherlich als Dummheit eingeschätzt. Aber Praxis ist kein fehlerhafter Modus von „Techne“ oder „Theoria“ und kann nicht nach deren Maßstäben beurteilt werden. Es ist auch keine primitive Art des Urteilens, für das logische Substitute gefunden werden können und müssen. Die phronetische Kraft der Beurteilung ist ein experimentelles Wissen, das essentiell für richtiges Handeln in der wirklichen Welt des Hier-und-Jetzt ist, in der die Zwecke unseres Handelns signifikante Konsequenzen haben, die jedoch niemals vor-geschrieben oder vor-bestimmt sein können. Sich praktisch zu engagieren bedeutet, sich dem Besonderen und Konkreten zu verschreiben, und auf die Geborgenheit und die Sauberkeit von Abstraktionen und prozeduraler Codes zu verzichten, und sein „Selbst“ gewissermaßen mit ins Spiel zu bringen. Dies ist die Ver-Antwortlichkeit des praktische Handelnden: Sein Einfallsreichtum und seine Fähigkeit, eine neue Situation richtig einzuschätzen und eine angemessene Handlung zu vollziehen. Trotz

9 Nikomachische Ethik II, 5.

10 Vgl. z.B. Joseph Dunne: „Back To The Rough Ground. Practical Judgement And The Lure Of Technique“, Notre Dame 1997. [Für den deutschen Sprachraum vgl. Ernst Tugendhat: „Vorlesungen über Ethik“, Frankfurt a. M. 1993, Kapitel 12 und 13, JV]

11 Vgl. Martha Nussbaum: „Love’s Knowledge. Essays on Philosophy and Literature“, New York 1990

seines Expertentums wird der erfahrene Praktiker aber Schwierigkeiten haben, wenn es darum geht zu erklären, warum eine spezifische Handlungsstrategie in einer bestimmten Situation die beste ist. Und doch wird er sein praktisches Urteilsvermögen so unmittelbar und gekonnt einsetzen, wie es dem Theoretiker oder dem Techniker niemals möglich sein würde.

Praktische Urteilskraft operiert also in einem Feld, das außerhalb der Subjekt/Objekt-Trennung liegt; oder vielleicht sollten wir mit Geraldine Finn lieber sagen, dass sie in einem Feld zwischen Subjekt und Objekt operiert. Finn schreibt über das, was sie „Die Frage, die Ethik ist“ nennt¹², und sie beschreibt die authentisch-ethische Begegnung als eine „Praxis, die mich etwas kostet, wenn sie erfolgreich sein will“¹³, eben weil sie den Wissenden und das Gewusste in Frage stellt. Nach Finn geschieht die wahre ethische Begegnung nur, wenn kategoriale Annahmen in Klammern gesetzt werden, wenn die Sicherheit von Regeln, Regulativen und Prozeduren in einem Versuch aufgegeben wird, dem „Anderen“ in seiner konkreten Besonderheit zu begegnen – und nicht als einem Beispiel, für das, was bereits gewusst wird. Dieser Punkt ähnelt Adornos These, dass „die Gegenstände in ihrem Begriff nicht aufgehen (...). (...) Der Schein von Identität wohnt jedoch dem Denken selbst seiner pure Form nach inne. Denken heißt identifizieren. (...) Da aber jene Totalität sich gemäß der Logik aufbaut, deren Kern der Satz vom ausgeschlossenen Dritten bildet, so nimmt alles, was sich ihm nicht einfügt, alles qualitativ Verschiedene, die Signatur des Widerspruchs an“¹⁴. Sowohl Finn als auch Adorno scheinen auf das hinzuweisen, was man auch die potentielle Tyrannei der Kategorie nennen könnte; sie suchen nach einer Art und Weise, dem „Anderen“ zu begegnen, ohne es auf ein Beispiel für etwas anderes zu reduzieren.

Phronesis und Philosophie

Die Frage ist nun natürlich, wie sich dies alles in einer spezifisch philosophischen Praxis niederschlagen könnte. Es wird nicht überraschen, dass Phronesis eine zentrale Rolle in meiner Antwort spielt. Ich unterstelle, dass Philosophie, die von Phronesis angeleitet wird, zur Offenheit gegenüber Kontingenz, Pluralität und Flexibilität disponiert ist. Dazu gehört auch Misstrauen gegenüber konzeptuellen Abkürzungen auf dem Weg zu Zwecken, die scheinbar selbstverständlich gut sind – als bloßer Ersatz für phronetische Urteilskraft (oder, mit anderen Worten, als technische Mittel, die eben dazu dienen, den „Anderen“ nicht in seiner Eigenart einzubeziehen). Zu Phronesis gehört ebenso die Aufmerksamkeit für und die Sorge darum, was wem zusteht, unter welchen Umständen etc. Genauso gehört dazu, dass die Bemühungen der Menschen eher den internen Zwecken der gesellschaftlichen Praktiken¹⁵ als persönlichen Interessen gewidmet sind, oder zumindest, dass sie

12 „The Space-Between Ethic And Politics, Or, More Of The Same?“, in: Eleanor Godway & Geraldine Finn (Hgg.), „Who Is This We? Absence Of Community“, Montreal 1994, S.101-116

13 Ebd., S.113-114

14 Theodor W. Adorno, „Negative Dialektik“, Frankfurt a. M. 1997, S.17

15 AdÜ: Bowman spricht hier von „practices“, die man – im Unterschied zu „praxis“ – am ehesten mit „soziale Praktiken“ etwa im Sinne Bourdieus übersetzen kann. Gelungene Praxis und akzeptierte, erfolgreiche soziale Praktiken konvergieren allerdings bei Bowman, so dass eine gelegentliche Begriffsüberschneidung vermutlich kein Zufall ist.

persönlichen Zwecken dienen, die zugleich der gesellschaftlichen Praxis dienen. Von der phronesis-geleiteten philosophischen Praxis kann man mit anderen Worten erwarten, dass sie ein aktives Interesse daran besitzt, die Gemeinschaft aufrechtzuerhalten: ein intersubjektiv ausgerichtetes Bemühen um ein richtiges und gerechtes Handeln – ein Handeln, das Gegenseitigkeit, Offenheit, Kooperation, Respekt und Fairness anstrebt. Von philosophischer Praxis kann man erwarten, dass sie Respekt für beispielhafte Leistungen zeigt, dass sie die Autorität der Tradition akzeptiert, dass sie nicht von persönlichen Vorlieben oder idiosynkratischen Launen gesteuert ist, und dass sie ein besonderes Interesse daran zeigt, anderen zu helfen, die Traditionen zu erkennen, durch welche die sozialen Praktiken fundiert ist. Und weil die Ziele und Werte sozialer Praktiken niemals für alle Zeiten feststehen, kann man von philosophischer Praxis erwarten, dass in ihr heftige Diskussionen über diese Ziele und Werte stattfinden, natürlich gemäßigt durch die Einsicht in die Vorläufigkeit und die potentielle Fehlbarkeit der vorgetragenen Thesen.

Sich für Philosophie im Geiste der Phronesis engagieren, könnte daher bedeuten, dass man sich an etwas orientiert, was Habermas die „ideale Sprechsituation“ oder den Geist des „kommunikativen Handelns“ nennt – wo Gesprächsteilnehmer sich in einer freien und offenen Auseinandersetzung engagieren, die auf Konsensbildung ausgerichtet ist.

Wesentlich für Habermas' Ansatz ist, dass Menschen sich selbst – sowohl individuell, als auch kollektiv – durch kommunikative Beziehungen konstituieren. Der ethisch und praktisch Handelnde ist daher ohne solche Beziehungen undenkbar. Es ist daher ein zentrales Anliegen von Praxis, soziale Normen und menschliche Institutionen, und durch sie kohärente personale Identitäten, zu gewährleisten. Diese Verpflichtung auf eine „dialogische Form praktischer Vernunft“, in vollem Bewusstsein der Perspektiven anderer Menschen, ist loblich und eröffnet eine Reihe von Wegen, durch die sich Phronesis in philosophischer Praxis zeigen könnte: vor allem durch Offenheit und Einbezug des Anderen, durch die Verpflichtung, die Perspektive anderer Menschen einzunehmen, und im Geiste sozialer oder kollektiver Solidarität zu handeln. Und doch scheint es so, als ob Habermas' besonderer Ansatz sich in einigen Punkten nicht mit der hier entwickelten Position verträgt. Habermas' hauptsächliches Ziel ist eine Rationalität, die in der Lage ist, universelle Normen für den moralischen und politischen Bereich zu erzeugen, Normen, die in der Lage sind, eine starke Begründung demokratischer gegenüber autoritärer Herrschaft zu liefern. Konfrontiert mit der radikalen Pluralität von „Werten“ in einer postmodernen Gesellschaft, sucht Habermas im kommunikativen Diskurs nach Regeln und Regularien, die dabei helfen, diesen Relativismus abzuweisen. Habermas' moralische Sorge gilt vor allem den Pflichten und Verpflichtungen einer Gesellschaft, in der „Richtigkeit“ Priorität gegenüber den widerstreitenden „Gütern“ der Aristotelischen Praxis erlangt. So sehr ist Habermas' Ansatz durch kritisches Denken geprägt, dass Vernunft, Rationalität und Abstraktion die Besonderheit und Konkretheit überlagern, die ich für die Phronesis geltend machen möchte. Trotz seiner Anziehungskraft, die er durch seine Vorliebe für den offenen und freien Dialog besitzt: Die Vorherrschaft der Regeln und Regularien in Habermas' System und seine letztendliche Suche nach Universalien, beeinträchtigen seine Nützlichkeit für das phronetisch-philosophische Vorhaben, so wie ich es hier vorstellen möchte.

Obwohl, auf der anderen Seite, der hermeneutische Ansatz Gadamer viele der wichtigen Eigenschaften des Habermas'schen Dialogs teilt, scheint er reflektierter gegenüber den phronetischen Erfordernissen einer andauernden Interpretation und Neuinterpretation, Konstruktion und Rekonstruktion zu sein, ohne eine sichere Methode und ohne einen endgültigen Zielpunkt. Soweit ich Gadamer verstehe, ist Philosophie eine unendliche Folge interpretativer Akte, die von nichts mehr (aber auch nichts weniger) gelenkt werden, als dem Wunsch nach Wissen. Philosophie als sprachliches Handeln ist ein fundamental praktisches Unterfangen, das sich dem vollständigen Verstehen Anderer und der gleichzeitigen Veränderung des eigenen Verstehenshorizontes verschreibt. Gadamer's Philosoph ist daher vor allem ein Teilnehmer, niemals ein bloßer Beobachter oder ein Lieferant methodisch erlangter Wahrheiten; und was Hermeneutik zu tun versucht, ist, den Vorgang des Verstehens getreu zu rekonstruieren und dabei tunlichst den Eindruck eines privilegierten Standortes zu vermeiden. Verstehen, so sagt Gadamer, ist daher ein Ereignis, und wie alle Handlungen, bleibt es immer riskant. Es ist „ein Abenteuer, und, wie alle Abenteuer, ist es gefährlich“ – während es gleichzeitig „einzigartige Möglichkeiten“ bietet. „Es ist in der Lage, in besonderer Weise zu Erweiterung unserer menschlichen Erfahrungen beizutragen, zu unserer Selbsterkenntnis und zu unserem Horizont, weil alles, was Verstehen vermittelt, durch uns selbst mit-vermittelt ist“¹⁶. Als Praxis besteht daher der philosophische Akt der Interpretation nicht in der Anwendung von Techniken, sondern er lebt immer und unvermeidlich, sogar wenn das Verstehen sich vertieft, von persönlicher Sensibilität, Ansprechbarkeit, Flexibilität – Eigenschaften, die Markenzeichen der Phronesis sind, so wie ich sie bei Aristoteles verstehe.

Meine kurze Kennzeichnung Habermas' und Gadamer deutet zwei durchaus unterschiedliche praktische Orientierungen an, zwei Temperamente, die, ungeachtet ihrer gemeinsamen Verpflichtung auf Praxis, sich in wichtigen Hinsichten unterscheiden und die zwei unterschiedliche phronetische Ausrichtungen nahe legen. Sowohl Habermas als auch Gadamer sind interessiert an unterschiedlichen Perspektiven und daran, wie Gemeinsamkeit zwischen ihnen herzustellen sein könnte. Aber während Gadamer das beständige Risiko des Verstehens betont, konzentriert sich Habermas darauf – letztlich mit der Absicht, etwas Dauerhafteres und Sicheres zu finden - , wie Gründe für bestimmte Aussagen gefunden und kritisiert werden können. Dies hat in meinen Augen mehr mit Theorie als mit Praxis zu tun. Man kann hier eine interessante dialektische Spannung zwischen beiden Ansätzen sehen: Zwischen der theoretischen und technischen Anwendung rationaler philosophischer Werkzeuge auf der einen Seite, und der phronetischen Urteilskraft, die für philosophische Praxis konstitutiv ist, auf der anderen; zwischen sorgfältiger Überlegung auf der einen Seite und richtigem Handeln auf der anderen. Im nächsten Abschnitt werden wir derselben dialektischen Spannung von einer etwas anderen Perspektive aus begegnen.

Pluralismus, Standards und Standardisierung

Eine anderer, interessanter Weg um die Frage zu klären, durch welche Eigenschaften ein Text gekennzeichnet ist, der philosophische Praxis exemplifiziert, besteht darin,

16 Vgl. H.-G. Gadamer, Vernunft im Zeitalter der Wissenschaft, Frankfurt a. M. 1991

sich Regelskis eigenem Essay zuzuwenden: man müsste seine Aussagen darüber untersuchen, in welcher Weise Praxis mit Musik und Musikpädagogik zusammenhängt, und dann diese Anforderungen an seine philosophische Praxis selbst stellen. Wenn seine Ansprüche Geltung besitzen, dann sollten sie sowohl für die philosophische als auch für die musikalische Praxis zutreffen. So können wir z.B. von philosophischer Praxis erwarten, dass sie es mit „praktischen, handfesten Themen“ zu tun hat – im Gegensatz zu „metaphysischen Themen“ (S.22). In dieser Hinsicht, so denke ich, ist Regelski ziemlich überzeugend, obwohl Hanson die ja der Auffassung ist, sein Text sei „ätherisch“, hier vermutlich widersprechen würde.

Es ist hier nicht meine Absicht, Regelskis Essay ausführlich nach den Kriterien zu bewerten, die seine Argumente indirekt nahe legen, obgleich dies sicher interessant wäre. Ich möchte mich stattdessen auf einige wenige Ansprüche konzentrieren, die er besonders im Hinblick auf Offenheit, Inklusivität und Pluralismus der Praxis, und, wie ich unterstelle, der Phronesis erhebt. Wir können demnach von philosophischer Praxis erwarten, dass sie selbst einen Beleg dafür darstellt, dass philosophische „Güter“ – die Kriterien, durch die „richtige“ philosophische „Ergebnisse“ bestimmt sind – „sich erheblich individuell, situativ und historisch voneinander unterscheiden“; und dass es in der Tat keine „einzelnen oder ´Standard`-Beispiele“ für richtige philosophische Ergebnisse gibt – weil philosophische Praxis nicht durch die „standardisierten Techniken, Praktiken oder Ergebnisse von *techne* und *poiesis*“ (S.28) gesteuert wird. Wir sollten darüber hinaus auch Beispiele für die Überzeugung finden, dass die leitenden Ideale philosophischer Praxis „nicht für alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten gelten, weil die `richtigen Ergebnisse´ sich gemäß der je besonderen Situation verändern“ (S.29). Folgt man Regelski, so ist tatsächlich jede philosophische Praxis „sehr idiosynkratisch“ (S.30). Die praxiale Philosophie ist daher „sehr vertraut darin, mit dem Pluralismus der Werte zurechtzukommen“, der von Philosophien aller Art vertreten wird (S.42), Philosophien, die „relativ zu einer unendlichen Fülle möglicher `Güter´ oder Intentionen“ (S.47) entwickelt werden.

Ich habe nun vorhin diejenigen phronetischen Dispositionen angesprochen, die durch die konkreten und unvorhersehbaren Umstände der Praxis impliziert werden – Dispositionen wie Flexibilität, provisorische Überzeugungen, Akzeptanz von Kontingenz und Einsicht in Fehlbarkeit. Regelskis Forderung nach einer unendlichen Fülle an Gütern und nach der Abwesenheit standardisierter Techniken und Ergebnisse scheint in dieselbe Richtung zu weisen. Ich frage mich jedoch, ob es Regelski – und uns allen – ganz wohl mit diesen Forderungen ist, wenn es um Philosophie selbst geht. Ich habe dabei Hansons Kritik im Kopf, und ich denke an Regelskis klare Absage an die ästhetische Auffassung von Musik und Musikpädagogik. Wenn es um Philosophie geht, haben Regelskis Offenheit und Toleranz hier ihre Grenzen. Könnten durch diesen offensichtlichen Widerspruch Hansons rhetorische Fragen ausgelöst worden sein? Es lohnt sich, dieser Frage weiter nachzugehen, denn zu viel Offenheit und Pluralität könnte an den konsensuellen „Nerv“ gehen, der jeder gesunden Praxis zugrunde liegt.

Die Spannung zwischen Regelskis Billigung von Offenheit, Pluralismus, Vielfalt, Idiosynkrasie etc. und seiner auffälligen Abneigung, diese Haltungen gegenüber der ästhetischen Ideologie einzunehmen, eröffnet eine wichtige Fragestellung. Der Anspruch, dass Phronesis irgendwie eine außerordentliche Fülle von philosophischen Intentionen und Handlungen integrieren muss, ist nur die halbe Wahrheit; erinnern wir uns daran, dass die Handlung, mit der die Phronesis vor

allem zu tun hat, eine „richtige“ Handlung ist. Und Richtigkeit ist nur innerhalb einer Tradition bedeutsam, sozusagen relativ zu den Standards gesellschaftlicher Praktiken. Obgleich Praxis also Pluralität anerkennt, kann „Vieles“ nicht „Alles Mögliche“ bedeuten. Erfahrung und Können, die richtiges philosophisches Handeln ermöglichen, entsprechen immer auch in bestimmter Weise den Standards philosophischer Praktiken. Es ist daher besonders wichtig, dass die Richtigkeit einer besonderen Handlung am besten von denjenigen eingeschätzt wird, die ihr Leben dem phronetischen Handeln verschrieben haben; die erfahren und kenntnisreich sind, wenn es darum geht, sich in neuen Situationen zurechtzufinden, und die wissen, wann, wie und was wem in welchem Umfang angemessen ist – ein praktisches philosophisches „Wissen wie“, das nicht theoretisch vermittelt oder technisch ausgeführt werden kann. Es handelt sich um Personen, die – durch ein Sich-Vertiefen und durch eine Lehrzeit in philosophischer Praxis – ein intuitives Gefühl für den „Nerv“ dieser Praxis entwickelt haben; eine tiefgehende Fähigkeit, Probleme zu entdecken und einen vielversprechenden Weg von einer Sackgasse zu unterscheiden; ein stummes Verständnis dafür, was wem wann angemessen ist; ein verlässliches Gefühl dafür, wie weit eine Argumentation zu verfolgen ist und wann sie zufriedenstellend beendet ist – dies sind diejenigen Personen, deren Handeln den Standard verkörpert, deren Autorität sich der „Nachwuchs“ anvertrauen muss, wenn er praktische Gewandtheit erlangen möchte¹⁷. Dies mag sich exklusiv anhören, aber eine Praxis, der alles gleich gilt, ist überhaupt keine Praxis. Dies mag sich auch elitär anhören, aber es geht nur darum, das Faktum und die besondere Bedeutung des Könnens für Praxis anzuerkennen. Auf jeden Fall denke ich, dass eine Erinnerung daran, wie sich phronetisches Können zeigen muss, die Angst vor Elitismus beschwichtigen sollte.

Das dialektische Feld, das wir hier umrissen haben, die Spannung zwischen der Notwendigkeit von Maßstäben auf der einen, und die Unmöglichkeit der Standardisierung auf der anderen Seite, ist genau der Kontext, innerhalb dessen Phronesis als Herzstück der philosophischen Praxis angesiedelt werden muss. Philosophisches Können garantiert nicht den Erfolg. Sogar für den Könner ist jeder Anfang eine neue Erfahrung mit neuen potentiellen Gefährdungen: eine stets neues Bemühen um das niemals ganz erreichbare richtige Handeln, unter keiner sichereren Führung, als dem eigenen Gefühl für den „Nerv“ der Praxis (der jedoch ohne dieses Gefühl auf gar keinen Fall getroffen werden kann). Dementsprechend sollten wir erwarten, dass Überzeugungen zuversichtlich, aber nicht dogmatisch vertreten werden; mit Leichtigkeit, aber nicht zaghaf; flüssig, so wie es zu Erfahrung und Können passt, aber zugleich mit Respekt für die Fragilität und die Unsicherheit des philosophischen Bemühens, und im Bewusstsein anderer Perspektiven, anderer möglicher „Güter“, anderer möglicher Wege, das Richtige zu tun. Dieselben Dispositionen sollten sich auch in der Geduld mit und in dem Respekt für die ehrlichen philosophischen Anstrengungen anderer Personen zeigen – wenn auch nicht immer für ihre Ideen -, angesichts der unvermeidlichen Schwierigkeiten philosophischer Praxis. Dies soll keineswegs bedeuten, dass diese Dispositionen bedingungs- oder grenzenlos sein sollten, weil es zum Wesen von Praxis gehört, dass

17 AdÜ: Bowman beruft sich hier auf P. Bourdieu, *The Logic of Practice* (Stanford University Press 1990), S.68 (französisches Original 1980; dtsh: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a. M. 1993)

praxiale Überzeugungen Absolutismen und Universalismen widerstehen, vorsichtig gegenüber Nicht-Relativismen sind, und Ungeduld gegenüber solchen Dingen wie Dogmatismus, autoritärem Gehabe und rigidem, verhärtetem Denken zeigen. Zum Ausgleich sollten wir jedoch von einer phronetisch geleiteten Philosophie Respekt für Kontingenz und Akzeptanz der echten Anstrengung anderer Personen als Teil der gemeinsamen Suche erwarten, in der individueller Erfolg immer der Praxis im Ganzen zugute kommt. Das Streben nach Gegenseitigkeit, Höflichkeit, Sorge und Verantwortlichkeit nimmt daher eine Schlüsselrolle ein – sowohl gegenüber anderen Individuen als auch gegenüber der sozialen Praxis, durch die sich personale und kollektive Identität konstituieren

Konflikt und Konversation

Konflikte sind jedoch unausweichlich, weil Debatten über solche Dinge wie das richtige Handeln und darüber, wessen Handeln richtig ist, eine unvermeidliche politische Dimension haben. Die Unausweichlichkeit von Konflikten darf jedoch nicht dafür sorgen, dass wir zwei fundamental wichtige Tatsachen aus den Augen verlieren: erstens, die offensichtliche Notwendigkeit, diesen Konflikten Rechnung zu tragen und sie, wo immer es geht, konstruktiv aufzulösen; und zweitens, die entscheidende Rolle, die Konflikte dabei spielen, wenn es darum geht, Praxis lebensfähig und lebendig zu erhalten. Konflikte sind wichtig für Traditionen, sie sind Teil des Mechanismus, durch den sie sich definieren und sich in der Zeit rekonstituieren. Harte Diskussionen sind dasjenige Mittel, durch das wir die Mangelhaftigkeit von Ideen aufdecken, und die Ideen, die eine sorgfältige, kritische Überprüfung aushalten, sind gerade deswegen stärker und widerstandsfähiger, weil sie dergestalt kritisiert, untersucht und verbessert worden sind. Meinungsverschiedenheiten sind daher in der Philosophie kein Zeichen der Schwäche und kein Grund zur Scham, sondern Indiz für Lebendigkeit. Wir sollten heftige Debatten über solch wichtige Themen wie Wahrheitskriterien, Bedeutungen und Interpretationen begrüßen und sie als wertvolle Gelegenheiten für Wachstum und Weiterentwicklung akzeptieren. Eine lebendige Tradition ist, in Alasdair MacIntyres Worten, „eine historisch ausgedehnte, sozial eingebettete Diskussion, und eine Diskussion genau über diejenigen Güter, die diese Tradition konstituieren“¹⁸. Eine phronetisch ausgerichtete philosophische Praxis wird sich jedoch vor allem darum bemühen, ihre Diskussionen auf diejenigen Güter zu fokussieren, die Praxis konstituieren und die versprechen, Praxis zu verbessern, während sie alles zurückweisen und bekämpfen wird, was Praxis schwächen könnte. Dazu gehören:

- Philosophische Kontroversen, die mehr von persönlichen Interessen motiviert sind, als dass sie der Weiterentwicklung von philosophischer Praxis dienen.
- Kritik, die gar nicht erst den ernsthaften Versuch unternimmt, die kritisierten Sichtweisen und Grundannahmen zu verstehen.
- Diktatorische Versuche, Diskussionen aufgrund von Machtpositionen vorzeitig abubrechen.

18 A. MacIntyre: „After Virtue“, Notre Dame 1984, S.222 (dtsh.: „Der Verlust der Tugend“, Frankfurt a. M. 1987).

- Der Einsatz von Argumenten „ad hominem“ und andere solche Taktiken, die nichts zur Klärung von Fragen beitragen, und
- Das Ausnutzen von phronetischer Offenheit und Verletzlichkeit um sich persönliche Vorteile zu verschaffen, indem diese Offenheit als Schwäche ausgelegt wird.

Ich meine, dass wir in einer phronetisch ausgerichteten Philosophie vor allem Belege für das Bemühen um Wahrheit finden sollten, gemäßigt durch die Einsicht, dass Wahrheit kein zeitloses Absolutes ist, und durch die Bereitschaft, Ideen dem andauernden Projekt gemeinschaftlicher Verbesserung anzuvertrauen. Wir sollten erwarten, dass Überzeugungen standhaft vertreten werden, aber doch flexibel und überholbar genug, um sowohl Veränderung als auch konzeptuelle „Grautöne“ zu akzeptieren, die fundamentale Voraussetzungen für philosophischer Weiterentwicklung darstellen.

Die Metapher des Gesprächs wird sehr oft gebraucht, um diese Dispositionen zu kennzeichnen, und dies in vielerlei Hinsicht passend. Ein Gespräch ist eine Art von fortwährender Suche nach gegenseitigem Einverständnis im Bezug auf Themen, die sich im Laufe des Gesprächs vielleicht sogar verändern. Gespräche werden durch Haltungen wie Aufmerksamkeit, Beweglichkeit und Bereitschaft zum Austausch aufrechterhalten; sie stehen still oder brechen ab, wenn autoritäres Gehabe ins Spiel kommt. Die Haltung des Gesprächs erfordert Offenheit, eine Bereitschaft, den Anderen mit einzubeziehen und seine eigenen Ansichten und Überzeugungen in Frage stellen zu lassen. Mit dem Anderen im Gespräch zu sein bedeutet immer, ihm das Recht zuzusprechen, das, was ich sage (und wer ich bin) in Frage zu stellen; und es bedeutet zugleich, das Anliegen des Anderen einer ernsthaften Antwort für wert zu befinden. Das Gespräch erfordert eine emphatische Anerkennung der konkreten Bedürfnisse und Überzeugungen des Anderen: die wechselseitige Bereitschaft, seinen eigenen Standpunkt zu verändern, sowie Hoffnung, dass wir durch die Rekonstruktion der jeweiligen Perspektive ein neues, einvernehmliches Verständnis erreichen und aufrechterhalten können. Und wenn der Diskurs durch den Disput bedroht ist, so erscheint die Fähigkeit, den Standpunkt des Gegners so darzustellen, dass dies für diesen selbst akzeptabel ist, als eine Minimalbedingung dafür, um in den Austausch des Gesprächs eintreten zu können. Ich räume ein, dass, ganz allgemein gesehen, diese Beschreibung Habermas' Idee des kommunikativen Handelns ähnelt. Jedoch kann eine „Sprechsituation“ nur dann wirklich „ideal“ sein – in einem nicht-platonischen, utopischen Sinn –, wenn sie ihre Orientierung an moralisch/ethischen und nicht an formalen und prozeduralen Richtlinien gewinnt.

4. Zusammenfassung

Die jüngsten Forschungen in der Musikpädagogik haben sehr viel dazu beigetragen, unser Verständnis darüber zu erweitern, wie sich Praxis in Musik und in Erziehung manifestiert. Aber ich denke, dass es außerdem nützlich ist, Wesen und Bedeutung der praktischen Urteilskraft außerhalb musikalischer und pädagogischer Kontexte zu untersuchen – wo die Idee der Praxis von musikalischen und pädagogischen Themen losgelöst werden kann. Die „Triangulation“, die entsteht, wenn man musikalische,

pädagogische und philosophische Praxis nebeneinander stellt, hilft dabei, hervorzuheben, was praktisches Wissen bedeutet, wenn man es von seinen besonderen Praxen ablöst. Es hilft uns, uns zu erinnern, dass Praxis nicht einfach mit Musikunterricht gleichzusetzen ist, und obwohl dies auch zunächst für Musikpädagogen neuartig klingen mag, dass Praxis gar keine „neue“ Art des Wissens ist, sondern vielmehr eine unsere ältesten: Nützlich, zuverlässig und unersetzlich für unsere Orientierung in sozialen (Praxen). Praktische Urteilskraft ist immer schon entscheidend für menschliches Handeln gewesen, eben weil sie es nicht nur mit Pluralität, Flexibilität (fluidity), Unvorhersagbarkeit und Wandel zu tun hat, sondern weil sie auf einzigartig passende Weise mit konkreten und neuartigen Kontexten umgehen kann. Die Vertreter der Praxis sollten daher nicht als Rebellen gesehen werden, die den Umsturz der ästhetischen Orthodoxie versuchen¹⁹; ihr wichtigstes Anliegen ist einfach, uns an die Bedeutung der Möglichkeiten und Fähigkeiten zu erinnern, die wir immer schon hatten; ein Wissen, das besonders diejenigen unter uns mit außerordentlicher praktischer Erfahrung immer schon im Überfluss hatten. Der Streit der Praxis mit der ästhetischen Ideologie ist – so gesehen – ein Resultat derer idealistischen (und kontemplativen) Tendenz zu Abstraktion und Universalismus, ihrer Neigung zu Rezeption statt Produktion, und ihrer folgerichtigen Tendenz, das bedeutsame Faktum zu verschleiern, dass Musik sozial situiert und praktiziert wird. Menschliche Praxen und das praktisch-ethische Wissen, das sie leitet, sind sicherlich belastbar, aber nicht unendlich. Die Neigung zu phronetischem Urteilsvermögen kann durch bestimmte Praxen, Glaubenssysteme oder Institutionen unterdrückt oder sogar ausgelöscht werden, wenn diese deren Wert nicht erkennen oder kein Umfeld herstellen, in dem sie gedeihen könnte. Ich glaube, dass dies der Hintergrund für die Herausforderung der ästhetischen Ideologie durch den praxialen Ansatz ist, und dass sich Regelskis Intoleranz gegenüber dem ästhetischen Ansatz deshalb rechtfertigen lässt – was uns wieder an den Anfang des Essays zurückführt.

Es war jedoch nicht mein Hauptanliegen, Praxis (oder Regelski) zu verteidigen. Es ging mir vielmehr darum, den Charakter der Phronesis näher zu untersuchen, insbesondere im Hinblick auf den philosophischen Diskurs innerhalb der Musikpädagogik. Am Ende dieser Untersuchung bin ich nun überzeugt davon, dass Phronesis für die Praxis der Philosophie der Musikpädagogik von entscheidender Bedeutung ist. Ich bin jedoch nicht allzu zuversichtlich, was ihren derzeitigen und zukünftigen Zustand angeht. Da ich in einer Zeit lebe, in der technische Rationalität und Individualismus vorherrschen, und da ich einer Profession angehöre, in der „das Praktische“ (d.h. die Technik²⁰) des Musikunterrichts über alles andere gestellt wird, scheint es mir unabdingbar, dass wir lernen, uns in einer Art der Philosophie zu engagieren, die phronetische Fähigkeiten und Ansätze in den Vordergrund rückt. Denn wir werden allein dann eine Art von philosophischer Gemeinschaft erreichen, die einen rechtmäßigen Anspruch auf praktische Bedeutsamkeit ihres Tuns erheben kann, wenn wir eine phronetische Philosophie auch betreiben.

19 AdÜ: Dies bezieht sich auf die Debatte zwischen den Vertretern des „ästhetischen“ und denjenigen des „praxialen“ Ansatzes in der amerikanischen Musikpädagogik; vgl. dazu Vogt 1999

20 AdÜ: In musikpädagogischen Kontexten müsste man vermutlich anstatt von „Technik“ von „Methode“ sprechen.

Ich möchte hier nicht noch einmal die Liste von Haltungen, Ausrichtungen und Bedingungen wiederholen, die ich in diesem Text mit dem Wesen der Phronesis verknüpft habe. Ich will jedoch in aller Kürze auf diejenigen Themen hinweisen, mit denen wir es meiner Meinung nach hauptsächlich zu tun haben. Erstens müssen sich die Philosophen der Musikpädagogik darum bemühen, die richtige (phronetische) Balance zwischen den dialektischen Spannungen zu finden, die zwischen der Offenheit und der Toleranz gegenüber Differenzen einerseits, und der Aufrechterhaltung von Standards und Solidarität andererseits herrschen. Es gibt offensichtlich keine Landkarten, die uns hier den genauen Weg weisen. Aber dies ist ja gerade das Thema der Phronesis. Und um Glück für uns alle sind unsere geistigen Fähigkeiten ja nicht durch die Herstellung technischer oder theoretischer Werkzeuge bereits erschöpft.

Es ist zweitens wichtig zu erkennen, dass die Unmöglichkeit einer Lehrmethode für Phronesis bedeutet, dass diese durch exemplarische Fälle und Beispiele vermittelt und gelernt werden muss – daher die Wichtigkeit der Exemplifikation. Wir müssen gründlich und selbstkritisch daran arbeiten, Beispiele für Phronesis in unserem Diskurs und in unseren Texten zu liefern; ein Versuch, der, wie schon Aristoteles warnte, nicht leicht durchzuführen ist. Der Mangel an Übungsmöglichkeiten, die erdrückende Ausrichtung unserer Studienordnungen auf Praktikabilität (das „Wie man es macht“) und die Knappheit an Vorbildern sind gewichtige Hindernisse für eine praktische Philosophie der Musikpädagogik. Und angesichts von technischer Rationalität und von Individualismus – Kräfte, welche die Vorstellung von Philosophie verzerren, sogar dadurch, indem sie Philosophie ständig weiter marginalisieren –, ist es eine eher abschreckende Aufgabe, eine lebensfähige philosophische Gemeinschaft erschaffen und aufrechterhalten zu wollen.

Wir sollten drittens beachten, dass das, was hier als phronetische Offenheit, kommunikative Ausrichtung etc. beschrieben worden ist, im Rahmen derzeitiger Wissenschaftstheorie und –praxis als „weiblich“ dekodiert, als „weiche“ Wissenschaft angegriffen und als konfus verspottet wird. Die Angreifbarkeit, die notwendig zur Phronesis gehört, kann durch die weniger Selbstkritischen gegen die „Phronetiker“ gewendet werden, und sie kann von denjenigen mit Schwäche und Unentschlossenheit verwechselt werden, die der Verlockung der (scheinbaren) Überlegenheit der Technik nicht widerstehen konnten. Aber wir dürfen uns nicht der relativen Sicherheit des vernunftgeleiteten, universalistischen Diskurses in praktischen Fragen anvertrauen, wenn die Phronesis nach ihrem Recht verlangt.

Wir müssen schließlich darauf bestehen, dass Philosophie etwas ist, das richtig getan und nicht etwas, das nur rezipiert werden muss: Eher als Praxis denn als Gegenstand²¹. Philosophie ist eine menschliche Praxis, ein Prozess, der durch praktisch-ethisches Wissen gelenkt wird. Es ist wichtig, dass wir phronetisches Können in der Philosophie der Musikpädagogik anerkennen, unterstützen und honorieren, und dass wir gemeinsam Entwicklungen und Bedingungen bekämpfen, durch die dieses Können bedroht wird. Weil wir naturgemäß nicht vorschreiben können, welche Richtung richtiges philosophisches Handeln einschlagen wird, ist es absolut notwendig, alle seine Möglichkeiten offen zu halten. Daher müssen wir allen

21 AdÜ: Bowman bezieht sich hier nicht zuletzt auf die Philosophie der Musikerziehung, so wie sie an nordamerikanischen Universitäten an angehende Musikpädagogen als Seminar- und Lerngegenstand vermittelt wird. Ähnliches trifft sicherlich auf Deutschland zu.

kurzsichtigen Forderungen widerstehen, welche die Philosophie der Musikpädagogik auf das reduzieren möchten „was im Unterricht geht“, und wir müssen uns ebenso weigern, denjenigen Kräften nachzugeben, die sie auf bloße Theorie reduzieren wollen.